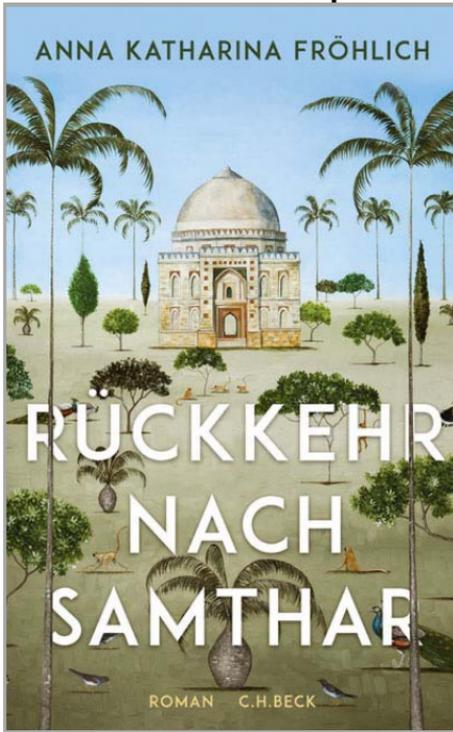


Unverkäufliche Leseprobe



Anna Katharina Fröhlich
Rückkehr nach Samthar

2018. 270 S., mit 8 Abbildungen
ISBN 978-3-406-72764-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/5654>

Anna Katharina Fröhlich
RÜCKKEHR NACH SAMTHAR

Anna Katharina Fröhlich

RÜCKKEHR NACH SAMTHAR
Roman

C.H.Beck

Verlag C.H.Beck oHG, München 2018

© Anna Katharina Fröhlich 2018

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Life at Lodi © Rebecca Campbell / Bridgeman

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 72764 1

www.chbeck.de

Zur Erinnerung an Thomas Ross und für Tancredi

I.

«Wir leben in einer Festung. Die Edleren unter uns aber müssen auf die Zinnen und Türme verzichten, auf allen Glanz, und in die Tiefe hinunter, wo tief unter der Pracht der Welt die Größe des Menschen wurzelt, wo in bärtiger Majestät sein erhabenes Urbild thront, ein verschüttetes, uraltes Standbild.»

Herman Melville

Es war der 19. März, derselbe Tag, an dem Timur im Jahr 1399, auf seiner Rückkehr von Indien in die Mongolei, mit einem Elefantenheer und indischen Steinmetzen im Gefolge den Indusstrom überquert hatte.

Die Temperatur war bereits auf achtunddreißig Grad gestiegen. Jedes Staubkorn war mit Hitze angefüllt. Keine einzige Wolke zog am Himmel dahin. In wenigen Wochen würde die rastlose Sonne die Äcker ausdörren und zerfurchen, die gebrechlichen und hinfälligen Bewohner dieses schattenlosen Landstriches, die kranken Kühe, die hageren Straßenkötter, die ausgemergelten Katzen und die entkräfteten Menschen zur Strecke bringen.

Vor der Schranke des Bahnüberganges von Moth hatte sich ein knatternder Schwarm von Motorrädern gebildet, hatten sich Kühe und Kälber, Ziegen und Hunde, Traktoren und Kinder auf großen, schwarzen Fahrrädern zu einer Menge angestaut, die auf den langsam aus der Ferne heranrauchenden Güterzug wartete, der mit einem in der weiten Ebene verhallenden Pfiff seinen Durchzug ankündigte.

Jenseits des Schrankenpostens tat sich das einstige Königreich von Samthar auf.

Hier hatte im frühen achtzehnten Jahrhundert der Ahnherr

des jetzigen Maharajas von Samthar ein sich über vierhundertsechzig Quadratkilometer erstreckendes Reich gegründet.

Es ist ein spärlich besiedeltes, doch fruchtbares Stück Erde. Klar und rauschend durchfließt das Wasser eines breiten Kanals die Felder, wo Weizen und Reis, Senf und Hanf gedeihen, wo Mango- und Amlabäume, Guavas und Papayas wachsen.

Von blühenden Kletterpflanzen umrankte Akazienbäume säumten die schnurgerade durch die Felder führende Landstraße.

Hin und wieder erblickte ich in der Ferne den *Butea monosperma*, von den Briten auch *Flame of the Forest* genannt, ein Baum, dessen leuchtend rote, geruchlose Blüten wie kleine, blutgetränkte Fahnen an den laublosen Zweigen hingen. Diese nektarreichen Blüten zogen zu dieser Jahreszeit die Vögel des Landes an, die Hirtenstare und Langschwanzdrosslinge, die Bülbül und die indischen Zaunkönige.

Es ist nicht lange her, da färbte man mit dem durch Alaun angereicherten Saft dieser Blüte Baumwolle und stellte aus den jungen Wurzeln des Baumes Bastsandalen her. Den Frauen dienten die Blüten als Haarschmuck, den Armen die Blätter als Teller. Nur die Ziege zog schon immer gleichgültigen Blickes an diesem dem Gott Brahma heiligen Baum vorüber.

Ein einziges Buch begleitete mich auf diese Reise, *Manus Gesetzbuch*, ein Band, den ich mir einmal am Tag, dem antiken Gebot der *sortes vergilianae* folgend, aufs Geratewohl aufzuschlagen vorgenommen hatte, um mit geschlossenen Augen meinen Zeigefinger auf eine Textstelle zu legen und sie hernach als Offenbarung zu lesen. Doch stellte sich dieses Spiel bald als so aufregend heraus, dass ich, seit meiner Ankunft in Indien, mehrmals am Tag nach der *Manusmriti* griff, um sie, einer inneren Laune folgend, aufzuschlagen.

Beim Anblick des *Butea monosperma*, der seinen seltsamen Namen von dem Earl of Bute, einem Patron der Botanik, herleitete, fiel mir eine am Morgen im Zug aufgeblätterte Stelle ein, die das Seelenleben der Vegetation mit einem klaren Satz erläuterte: «Die Pflanzen, die von vielgestaltiger Finsternis umgeben sind, verursacht durch ihre Taten in früheren Leben, haben ein inneres Bewusstsein und fühlen Freude und Schmerz.»

Gemeinsam mit dem Gesang der mit Weizengarben auf dem Kopf von den Feldern zurückkehrenden Schnitterinnen, dem Zischen der für diesen Tag letzten Sichelschwünge, dem Hupen von Motorrädern, dem auf dem Asphalt hart aufschlagenden Geklapper von Büffel- und Ziegenhufen, dem Gelächter einer auf der Ladefläche eines Lastwagens vorüberfahrenden Schar Frauen, die aus ihren bunten Tüchern, aus dem Blitzen ihrer gläsernen Armreifen und dem Goldschein ihrer Ohrringe wie zwischen den leuchtend aufflatternden Federn eines Papageien-schwarms hervorblickten, drangen heiße Luftströme in den Wagen.

Weißer Schmetterlinge schwebten über den Büschen und Sträuchern entlang der Straße. Auf den Zweigen der *Casuarina* saßen noch weißere Sumpfvögel, mit jener würdevollen Reglosigkeit, die Menschen nicht kennen, wenn sie irgendwo Platz nehmen. Athenahaft, schlank und stolz wachte eine auf einem Felsbrocken stehende junge Ziegenhirtin über ihre Herde, den Stock wie eine Lanze umklammert.

Plötzlich tauchte in der Ferne das Fort von Samthar auf. Da war es, mit seinen Bastionskämmen, Türmen, Zinnen, Erkern und Scharten. Ein uraltes, zahnluckiges Kamel, ragte es aus tropischem Dickicht hervor, aus dem Grün von Palmen, Peepalmbäumen und dem opaken Schlammgrün des Burggrabens.

Bald geriet das Taxi in das am Fuß der Festung liegende Dorf, das in seinem Gewirr aus Gassen, alten und modernen Gebäuden, verfallenen Moscheen und brandneuen Tempeln jeglichen architektonischen Charakters ermangelte.

Zu Geld gekommene Muslime hatten sich um die Jahrhundertwende zwei- und dreistöckige, hellblau gestrichene, nunmehr verfallene Stadtpalais mit spitzbogigen Eingangspforten, Alkoven und verzierten Fensterumrandungen bauen lassen, die zwischen den einfachen, meist aus Ziegeln oder Lehm gebauten Häusern und Hütten der Hindus standen. Holzfeuer brannten in den Höfen, auf den Dächern wehte Wäsche an langen Leinen, vor den Eingangstüren trockneten Kuhfladen.

Winkelläden, Schneiderstuben, Armreifenbuden, Juwelier- und Stoffgeschäfte öffneten sich am Straßenrand wie kleine Theaterbühnen, auf die das Sonnenlicht fiel.

Geruch von überreifen Papayas, von Gemüseabfällen, Räucherstäbchen und Urin drang durch das offene Wagenfenster.

Auf der Marktstraße hockten die Gemüsehändler wie lauernde Affen auf ihren Holzkarren und hielten zwischen Apfel- und Blumenkohlpyramiden, inmitten von Türmen aufgeplatzter Granatäpfel und Haufen plastikroter Chilischoten Ausschau nach Kundschaft.

Wasserbüffel schritten glotzend zwischen den Ständen umher, und rosagefiederte Hühner, die am Holi-Fest teilgenommen hatten, flatterten, von den Marktleuten aufgescheucht, unter die Handwagen, wo sie auf pinkfarbene besprühte Lämmchen stießen, die hier Zuflucht vor der Sonne gesucht hatten.

Die Bäuerinnen am Straßenrand hatten die Früchte ihrer Felder auf großen Tüchern ausgebreitet. Kleine Kinder spielten zwischen Säcken und geflochtenen Körben. Ein beinloser junger Mann mit Schnurrbart und dem Lächeln eines scheuen

Mädchens schob sich auf einem handgefertigten Fuhrwerk zwischen den Ständen hindurch. Auf einem Müllhaufen schlug ein Rabe seinen Schnabel in den Leib einer toten Ratte. Eine junge Schönheit balancierte in einem erbsengrünen Sari einen Wassereimer auf ihrem Kopf durch die Menge. Unter dem nackten Fuß eines Jungen in blauer Schuluniform zerbarst ein roter Apfel, und mit der Würde eines Dorfschullehrers bahnte sich ein alter Muslim mit einem Regenschirm als Spazierstock seinen Weg durch die Gemüseabfälle. Vor dem Eingang der Moschee stand ein Stier mit lang herabhängender Halswamme und betrachtete ein Schwein, das seine Schnauze bis zu den Augen in einen Abfallhaufen gegraben hatte.

Nur durch anhaltendes Hupen kam das Taxi im Kuhschritttempo in der lärmenden, feilschenden Menge voran, bis es vor die Zufahrt der Festung mit ihren drei Ringmauern gelangte.

Hier markierten zwei auf Pilastern einander gegenüber-sitzende, vom Zahn der Zeit zernagte Steinlöwen die Grenzlinie zum einstigen Festungsgebiet, Herz des Königreichs von Samthar.

Vor den hohen Mauern des Forts verlor sich das Gedränge. Neben der Hütte einer Steinmetzfamilie, die unter schwarzen, niedrig gespannten Plastikplanen für die Festung Steine schlug, hatte ein Parfumhändler seinen Karren voller Flakons aufgestellt.

Mein Blick begegnete den Augen in einem fladenrunden, von grauem Steinstaub überzogenen Gesicht. Es waren die sumpfgrünen, todernsten Augen einer jungen Frau, die niemals in ihrem Leben unter einem festen Dach schlafen würde. Etwas Unzähmbares und Leidenschaftliches, der Ausdruck einer Wüstenfüchsin, lag in diesem Blick, der die Einfahrt in die Festung begleitete. Wollte es mir nur so vorkommen? Doch

mir war, als habe diese Frau den Grund meiner Flucht nach Samthar erkannt.

Das mit Querbalken versehene Tor der ersten Ringmauer, das auch ein Elefant nicht niederzutreten vermocht hätte, stand nun schon seit Jahrzehnten offen, für immer an die Tormauern festgerammt, wo ein Hirte mit drei Ziegen unter einem Bogen saß. Ein kleines Mädchen legte eine Hibiskusblüte auf seinem Schwellenstein nieder.

Die *via triumphans* führte durch drei weitere, widerhallende Torhäuser. Große Fische waren in deren Bögen gemeißelt, zum Zeichen, dass auch am Hof von Samthar der *Matsyanyaya*, der «Brauch der Fische», geherrscht hatte, dieses harte Lebensgesetz, das nicht nur in der grausamen Tiefe des Meeres gilt.

Die Frauen und Kinder aus dem Dorf, die zu dieser Stunde mit ihren Opfergefäßen zu den innerhalb der Festung gelegenen Tempeln zogen, traten an den Rand der Straße zurück, als sie das Taxi erblickten, das nun das letzte Tor passierte, neben dem auf einem Plastikstuhl ein steinalter Wächter postiert war, der beim Anblick des Wagens wie eine Krähe aufsprang, die weißen Tücher an seinem Körper zurechtrückte und nach einem langen Stock griff, den er wie einen Speer in den Sandboden stieß.

Es waren fünfunddreißig Jahre vergangen, seitdem ich auf dem Fort gewesen war, um das sich, wie ein Schwarm Fliegen um einen Milchtopf, Erinnerungen über Erinnerungen angesammelt hatten.

Seit jener lange zurückliegenden Reise nach Samthar, die ich als Kind an der Seite meines zweiten Stiefvaters unternommen hatte,



trug ich einen Schatz in mir herum, der während der Schuljahre meinen Klassenkameraden, meinen Lehrern oder dem Lebensmittelhändler Herrn Günther aus der Eschersheimer Landstraße in Frankfurt vollkommen unbekannt gewesen war. Sie alle, so nahm ich damals an, mochten ebenfalls eine der Außenwelt unbekannte, Kummer und Ängste abwehrende Erinnerung an etwas Schönes in sich tragen, doch gewiss führte keiner von ihnen einen Talisman so gigantischen, orientalischen Ausmaßes mit sich herum. Als sichtbares Wahrzeichen meines inneren Kleinods trug ich nach meiner Rückkehr aus Indien, neben einem kleinen Metallring an meinem linken Ringfinger, eine mit bunten Fäden bestickte Kappe auf dem Kopf.

Meine kindliche Liebe zu Samthar war etwas viel Unbestimmbareres als die Liebe zu einem besonderen Ort. Gewiss wirkte dabei der Umstand mit, dass mein indischer Gastgeber ein König war, ein Maharaja, eine Erscheinung aus einem indischen Märchen, an der die Vergangenheit stärker und phantasieanregender haftete als an allen anderen Menschen, die bis dahin meine Wege gekreuzt hatten.

Als mein zweiter Stiefvater mir eines Abends in seinem Haus in Neu-Delhi die Eröffnung machte, dass er mich auf eine Reise in ein Königreich mitnehmen würde, erstand vor meinen Augen eine mittelalterliche Burg mit Türmen und Zinnen. Mit der märchenhaften Wendigkeit kindlicher Phantasie rief der Maharajatitel das Bild eines großen Mannes in mir hervor, durch dessen lange, schwarze Barthaare eine dreireihige Perlenkette blitzte, das Bild eines Herrschers mit Zepter und Krone, Anführer eines Regiments und Besitzer eines giftgrünen, von Pfauen durchschrittenen Parks, wo livrierte Diener eiskalte Zitronenlimonade servierten und Kutschen im Schatten alter Bäume standen.

Damals war ich zehn Jahre alt, und der wertvollste Gegenstand, den ich besaß, war mein «Silberkoffer», ein kleiner Blechkoffer, der bei seiner Hantierung Geräusche einer leeren, über ein Kopfsteinpflaster rollenden Keksdose machte.

Meine Mutter hatte mir dieses Gepäckstück für meine erste Reise nach Indien geschenkt. Sein Besitz erfüllte mich mit Stolz. Ein Blick auf den Koffer genügte, um die Freude in mir wachzurufen, für drei Wochen eine Stadt hinter mir zu lassen, die schön zu finden menschlich unmöglich sein musste, die mit ihren aus der Erde schießenden Glastürmen und grauen Wohnblocks die Aussicht auf den Himmel verengte und dem Spaziergänger die Luft zum Atmen nahm, ein Ort, an dem sich jeder vernünftige Mensch weigern musste, einmal begraben zu werden.

Wenn der Geist, woran ich fest glaube, die Materie beeinflusst, sie formt und prägt, so waren die sich pestartig vermehrenden Glastürme in Frankfurt Ausdruck eines von mir als feindlich empfundenen Geistes.

Diese Stadt konnte einem Kind nicht gefallen, das sich danach sehnte, auf seinen Wegen durch Straßen und Parks Pferden und Eseln, Gauklern und Sängern zu begegnen, das davon träumte, auf seinem Gang zur Schule an Quellen und Bächen, an einer Mühle, einem Adlerhorst vorbeizukommen, an Feldern und Wiesen, aus denen es wehte und zirpte.

Während mich in Neu-Delhi mein zweiter Stiefvater erwartete, der behauptete, von König David abzustammen, und in seiner ganzen Erscheinung an einen austro-ungarischen, in die Tropen ausgewanderten Oberst erinnerte, ließ ich meine Mutter in Frankfurt mit einem blauen Auge zurück, ihr von meinem ersten Stiefvater als *coup de grâce* verpasst.

Dieses blaue Auge hatte ihr eine Warnung sein sollen, nicht

doch auf die Idee zu verfallen, jenem Mann nach Indien nachzureisen, der von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* als Korrespondent dorthin entsandt worden war.

Mein erster Stiefvater kannte das Leben damals noch zu wenig, um zu wissen, dass für eine Frau wie meine Mutter die Tatsache, einen zweiten Mann in petto zu haben, die Grundlage vernünftiger Heiratspolitik war.

So reiste ich, als Mittlerin gesandt, zu dem betuchten Kandidaten in die Tropen, um dringende Botschaften weiterzugeben und geschwächte Hoffnungen zu stärken.

Gogol, mein Stoffbär, begleitete mich.

Mir imponierten zwar das blaue Auge im Gesicht meiner Mutter und die Boxkünste meines ersten Stiefvaters, der in Wahrheit mit dem Wesen der Boxkunst so wenig vertraut war wie ein Massai mit der Psychoanalyse, doch wurde dadurch meine Freude auf die Reise nicht im Geringsten gemindert.

Gewiss stimmte mich die Vorstellung traurig, für drei Wochen meine blauäugige Mutter verlassen zu müssen, doch erlitt ich deswegen noch lange kein Trauma, wie es meine psychologiekundigen Verwandten erhofften.

Die Begeisterung, mich mit meinem Silberkoffer in den indischen Subkontinent aufzumachen, überwog den Schmerz, ja, ich war glücklich, die Wohnung an der Eschersheimer Landstraße zu verlassen, wo das Steueramt gerade die Tür zum Arbeitszimmer meines ersten Stiefvaters mit einem Kuckuck versehen hatte, da hinter ihr sein einziger pfändbarer Besitz, der in Tausenden von Büchern bestand, aufbewahrt lag. Ich war von Dankbarkeit erfüllt, eine Zeit lang nicht mehr das Klopfen der Wohnungsvermieterin Frau Krokosch an unserer Tür zu fürchten, die sich stets in der Illusion wiegte, die verjährten Mieten aus der Hand meines Stiefvaters einholen zu können.

Ich freute mich, die Lieder einer *Comedian Harmonists*-Platte nicht mehr anhören zu müssen, auf die sich der erste Stiefvater, mit einem Spazierstock in der rechten Hand, im Tipp-Tapp versuchte, während meine Mutter im Unterrock auf einem grünen Sofa ein Loch in ihrem langen, schwarzen Kleid stopfte, in dem sie bislang ins Leben ausgezogen war, um nach geistvollen Männern Ausschau zu halten, die hinter großen oder kleinen Schreibtischen in Zeitungsredaktionen, Bibliotheken oder Dachstuben deutscher Städte saßen und, nach ihren Schilderungen, auf nichts anderes in der Welt als auf ihr Erscheinen warteten.

Das Vertrauen in dieses lange, schwarze Kleid war eine ihrer bemerkenswertesten Tugenden. Wie fast alle Frauen hatte auch sie Ambitionen und wollte hoch hinaus, bloß lag der ihr vorschwebende Gipfel nicht in einem im achtzehnten Stockwerk gelegenen Wolkenkratzerbüro oder im luxussanierten Dachgeschoss eines Altbaus am Frankfurter Palmengarten noch an der Seite eines Bankmanagers oder eines Siemens-Aufsichtsrats.

Die von ihr angestrebte Höhe befand sich etwa in der Tiefe eines Kellerantiquariats, wo die für sie infrage kommenden Heiratsanwärter einen großen Teil ihrer Zeit und auch das wenige Geld in ihren Taschen verschwendeten.

Heute neige ich zu der Überzeugung, dass es meine Mutter weder nach Weisheit noch nach Erkenntnis verlangte, sondern nach einem Menschen, der sie von allem, was gemeinhin als Realität bezeichnet wird, fernhielt, der sie vornehmlich vor Worten wie Gelderwerb, Steuerbehörde, Lebensversicherung, Altersvorsorge oder Betriebsurlaub bewahrte.

Dazu aber war nur ein poetischer Mensch fähig. War es demnach verwunderlich, dass sie nach so etwas Ungreifbarem und Uneinträglichem wie dem Geist suchte statt nach einem gut gefüllten Portemonnaie?

Mein erster Stiefvater war zweifelsohne ein poetischer Mensch. Meine Mutter fand ihn zwar zu dick, zu groß und zu hässlich, doch kaum machte er den Mund auf, ließ sie sich betören. Er hatte die Gabe, sein großes Gesicht mit der spitzen Nase und den blanken, oft vor Begeisterung leuchtenden Augen gleichsam an die Wand zu reden, sodass seine Zuhörer nicht mehr auf den Gedanken verfielen, sich zu fragen, ob der monologisierende Mann vor ihnen nun gut oder schlecht aussah.

Es gab kein Argument, das sein rhetorisches Talent nicht ins Blühen gebracht hätte. Ob Fußball oder Flaubert, ob Bockwurst oder Bonald, ob Tango oder Tauler, alles regte ihn zu einem gestochenen und zugleich schwärmerischen Monolog an, wobei ihm vollkommen gleichgültig war, wer seine Zuhörerschaft bildete, ob ein albanischer Kellner oder ein Altphilologe, die er beide gleichermaßen ins Träumen zu versetzen verstand.

Im gleichen Maße, wie er mit vor Erregung hochrotem Gesicht einen Essay über die Schlacht von Verdun las, richtete er seine brennende Aufmerksamkeit auf den Verzehr eines Schinkenbrötchens.

Ich habe niemals wieder jemanden getroffen, der so dachte wie er, niemals auch wieder jemanden, der so schonungslos offen war. Was die Wahrheit betraf, kannte er keine Skrupel der Höflichkeit.

Und doch betrachtete ich damals den zweiten Ehemann meiner Mutter mit den unbarmherzigen Augen eines Kindes, das der Überzeugung war, es handele sich bei ihm um einen über eine mehr oder weniger lange Dauer hinzunehmenden Weggefährten auf jenem abenteuerlichen Pfad der Liebe, den meine Mutter nun einmal eingeschlagen hatte.

Dass ich mich dank ihrer zweiten Heirat über Nacht in einer

Welt wiederfand, die von Männern bewohnt war, deren Namen ich bis dahin nie gehört hatte, Männern wie Drieu la Rochelle, Lermontow oder Donoso Cortés, in einer Welt, in der Fleischwürste, Bier und Schlager wie *Mein kleiner grüner Kaktus* eine herausragende Stellung einnahmen, machte mich stolz und unglücklich zugleich.

Meinem schmalen und sommersprossigen Vater wesensverwandt, der eine Biographie über Schubert geschrieben hatte, eine Vorliebe für Schweizer Schokolade und Pfeifentabak hegte, der das Leben als heilig und daher den Krieg als Sakrileg ansah, betrachtete ich nicht ohne Furcht den neuen Mann meiner Mutter, der eine Liebe für den Boxsport und schwärmerische Vorstellungen vom Krieg hegte.

Nichts machte diesen Essayisten stolzer als die Tatsache, dass er eine kurze Zeit im Gefängnis gesessen hatte, von wo er die Kunst des Bettenmachens mitgebracht hatte, die ich als Kind nun jeden Tag anwendete: Waren die Lakensäume unter die Matratze gespannt und lehnten die Kissen, einmal durchgeschüttelt, aufrecht am Kopfende des Bettes, so schlug mein erster Stiefvater mit der rechten Hand in die Kissenmitte, damit es an dieser Stelle etwas in sich zusammensank und den Rest des Tages mit dem Ausdruck einer Schlafmütze das Bett zierte.

Meine Mutter war ein launisches und über die Maßen kapriziöses Wesen, doch das despotische Temperament ihres zweiten Ehemannes zähmte sie bald – eine Wirkung, für die sie ihm immer ergeben bleiben würde.

Nur seiner tyrannischen Natur und seiner betörenden Redekunst war die siebenjährige Dauer ihrer Ehe zu verdanken.

Das erste Projekt des Amateurboxers, Romancier zu werden, scheiterte an seinen wiederholten Versuchen, einen Roman in der Manier von Joseph Conrad zu schreiben. Das zweite Pro-

jekt, aus sich einen ungewöhnlichen Verleger zu machen, zerschellte an dem ungewöhnlichen Verlagsprogramm, das keine Leserschaft fand.

Während der drei Jahre als Herausgeber seiner bemerkenswerten Edition war seine einzige Mitarbeiterin eine Sekretärin, die eine Vorliebe für das Zelten hatte.

Trotz der fehlgeschlagenen Initiativen machte sich mein erster Stiefvater im Laufe der Jahre einen Namen und gewann in einem Kreis nicht alltäglicher Köpfe an Ruhm. Zuweilen erschienen seine Initialen unter einem Feuilleton in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

Es gab Tage, an denen meine Mutter morgens die Zeitung aufschlug und über zwei Seiten verteilt Artikel ihrer drei Männer vorfand.

Die Leserschaft wusste seinen Ton, an dem ein leichter Geruch nach Guerillapfaden und Kuba hing, zu schätzen. Kuba und Kubas Frauen waren übrigens das schönste Werk der Schöpfung für ihn.

Manch ein Bewunderer beschloss damals, sich auf den Weg zu machen und an unserer Wohnungstür zu klingeln, um den Mann kennenzulernen, der so große Reden hielt. Doch nicht wenige Verehrer sahen sich vor die Tür gesetzt. Eine bekannte Fotografin, die das Pech hatte, Feministin zu sein, flog im wahrsten Sinne des Wortes aus derselben.

So kam es, dass nicht alle die Manieren des zweiten Ehemannes meiner Mutter zu schätzen wussten. Wie auch immer, ich nutzte in jenen Jahren die günstige Gelegenheit, um Bücher aus seiner Bibliothek hervorzuholen, die ich in den Regalen meines Vaters niemals gefunden hätte. Ich las mit derselben Neugier in den Schriften der heiligen Teresa von Ávila wie im Manual eines Ritters.

Ein Rätsel bleibt, weshalb meine Mutter damals auf den Gedanken kam, einen Stenographiekurs zu besuchen. Sie behauptete, als Stenographistin zu unserem Lebensunterhalt beitragen zu wollen, doch in Wahrheit tat sie es wohl, um die intellektuellen Monologe ihres zweiten Mannes festzuhalten, der schon beim Frühstück mit seinem leicht sächsischen Anschlag Anekdoten, Kalauer und glänzende Paraden gegen seine politischen Feinde von sich gab. Es hätte einer aberwitzigen Suche bedurft, um jemand Ungeeigneteren als sie für einen derartigen Kurs zu finden, da sie neben starker Kurzsichtigkeit auch unter gefährlicher Zerstreung und botanischen Visionen litt.

Statt in ein Büro zu gehen, zog sie es an den Morgen vor, das städtische Schwimmbad aufzusuchen, um durch halbstündige Schwimmrunden ihre Schönheit zu erhalten, auf der sie bis dahin ihr Glück aufgebaut hatte und in die sie auch weiterhin ihr Vertrauen setzen wollte.

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de